

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 65.

Montag, 18. März.

1929.

(Schluß.)

Feuer auf den Höhen.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Else Wibel.

Sobald der erste der Männer sie berührte, hob sie die Augen, die zu schreien schienen, ihm entgegen. Aber kein Laut kam über ihre Lippen, die wie in wahnsinnigem Grauen verkrampft waren. Man hatte bisher vergeblich versucht, ihr etwas Stärkendes einzufloßen. Es war unmöglich, ihr ohne Gewalt den Mund zu öffnen. Als man sie aufrichten wollte, fiel sie sogleich wieder in sich zusammen und lag nun, die Augen geschlossen, vollkommen bewegungslos, obgleich man annehmen konnte, daß sie nicht ohne Bewußtsein war.

Ihre Kleider, beschmutzt und teilweise zerrissen, entsprachen durchaus dem üblichen sportlichen Anzug einer Dame.

Trotz der Verwüstung ihrer Züge sah man, daß es eine ungewöhnlich schöne Frau war. Der Doktor schob ihr eine weiße Decke unter den Kopf. Dabei bemerkte er, daß eine einzige weiße Strähne quer durch ihr Haar lief.

Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß es sich hier um einen Unglücksfall handelte, etwas anderes gar nicht in Frage kam, wie der Doktor mit Nachdruck erklärte.

Gewiß unbegreiflich bei einem Bergkundigen, wie es Sep Sollern gewesen war; aber man kannte das ja: oft fielen gerade die Erfahrensten einer geringfügigen Tücke der Berge zum Opfer.

Man brachte die Dame, die ihren Papieren nach die vermählte Frau jenes aufgeregten Herrn Mironow war, in mühsamem Transport nach ihrem Heim am See. Der Arzt hatte keine Verletzungen festgestellt, die die Unterbringung in ein Krankenhaus notwendig gemacht hätten.

Ein paar Tage lang waren alle Zeitungen voll von dem Unglück, das Sep Sollern das Leben gekostet. Seine ungeheure Beliebtheit trat in langen Artikeln zutage, die die Spalten füllten. Aber nur kurz und in äußerst vornehmer Weise wurde die fremde Dame erwähnt, die bei ihm gewesen. Das hatte der Doktor so einzurichten gewußt.

Er, der stundenlang an Benitas Lager saß, war zutiefst berührt von ihrer stummen Pein. Er stellte sich als Wache vor dies übermenschliche Leid. Keiner sollte daran tasten. Vielleicht ahnte er auch um alle Zusammenhänge mehr als die andern.

Benita Mironows Mund blieb geschlossen. Es schien aber, daß sie ihre Umgebung zu erkennen vermochte. Denn als man sie in das Haus trug, konnte der Arzt es nicht verhindern, daß ihr Mann, reichlich unbeteiligt und pathetisch übrigens, sich über die Liegende stürzte.

Da hob sie die Hände, in ihre Augen kam ein gemartertes Fragen und ihre Lippen suchten ein Wort.

Der Doktor erreichte es auch, daß sie manchmal in kleinen, mühsamen Bissen ein wenig von dem aß, was man sie zu nehmen bat. Die Sprache hatte sie nicht wieder gefunden.

Da der Herbst noch warme Nachmittagsstunden brachte, bettete man sie in der Sonne nahe der Bank unter dem Nußbaum. Dort lag sie dann ganz still, die Blide, ohne zu zucken, auf der blühenden Fläche des Wassers.

Man hatte Kolya streng verboten, irgendetwas der zahlreichen Teilnehmenden zu Benita zu lassen. Es war durchgesichert, daß sie seit jener unglücklichen Bergfahrt leidend sei. Und so häuften sich um ihr Lager in der ersten Zeit nach dem Bekanntwerden die Blumen eines zu Ende gehenden Jahres.

Aber als einmal, zufällig in Gegenwart des Arztes, wieder solch flammender Herbststrauch neben sie gestellt wurde, sah er, wie der Ausdruck der Qual, der ihr Gesicht nie verließ, sich in solch erschreckender Weise vertiefte, daß er von da an energisch verbot, je wieder Blumen neben sie zu stellen.

Dieselbe Beobachtung machte er dann auch, als Kolya Mironow auf seine Frau zukam. Sie schrat zusammen, wandte sich ab und ein bitteres Kämpfen begann auf dem armen Gesicht, das sich mühte, gesammelt zu bleiben.

Also wurde Kolya in sehr höflich bestimmter Form gebeten, die Besuche bei seiner Frau auf das allernotwendigste Maß einzuschränken.

Kolya, tief gekränkt, wollte aufbrausen.

„Ich muß um eine Erklärung bitten, Herr Doktor. Was fehlt meiner Frau eigentlich? Anscheinend ist sie doch körperlich ganz gesund. Daß ihre Nerven sich noch nicht beruhigten — nun, man versteht das, nachdem sie solch Entsetzliches miterlebte. Aber was habe ich dabei zu tun... Mein Anblick kann ihr doch unmöglich schreckhafte Erinnerungen bedeuten...“

„Wir wollen uns nicht darüber unterhalten, warum Ihrer Frau Gemahlin dies oder jenes neue Erregung bringt. Es muß eben alles vermieden werden, was eine solche hervorruft... Alles, Herr Mironow, nicht wahr, Sie verstehen mich? Ich halte es überdies für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Herz der gnädigen Frau äußerster Schonung bedarf. Es ist nicht erst seit diesem Ereignis auffallend schwach. Außerdem... es war da auch eine gewisse Unterernährung festzustellen. Ein bedenklicher Mangel an roten Blutkörperchen.“

Kolya Mironow unterbrach den Arzt gekränkt. „Unterernährung...? Gestatten Sie, mein sehr verehrter Herr... Unterernährung sagten Sie doch soeben, nicht wahr? Woher sollte die kommen... Ich überließ meiner Frau die Kasse. Sie bestimmte die Art unserer Ernährung...“

„Ich habe nicht den Eindruck, daß es zu Ihrem Nachteil geschah, Herr Mironow. Ihre Frau Gemahlin dürfte da kleine — Schiebungen, sehr zu ihrem eigenen Nachteil, gemacht haben. Wir haben ja leider genügend Beispiele ihrer Art: an alle und alles denken diese Frauen, ehe sie einmal für sich selbst sorgen wollen.“

Kolya Mironow ist vollständig benommen.

„Unterernährt ist meine Frau... Ja, um Gotteswillen, wie hat sie denn das gemacht!“

Benita Mironow liegt in der Sonne, die sie warm und mütterlich einhüllt. Die Wellen spielen mit leisem Lachen an das Ufer. Oder ist es ein Schluchzen. Sie vermag das nicht zu unterscheiden.

Zuweilen rascheln reife Nüsse aus ihrem Bett und

streifen polternd Tisch und Bank unter dem Baum, ehe sie zur Erde rollen. In den Bäumen, die unbewegt stehen, von wilden Farben wie durchloht, ist ein unruhvolles Auf und Ab kleiner dunkler Vogelförper.

Ihre spitzen hellen Triller durchzucken die Luft. Unaufhörlich geht zwitschernde Zweisprache. Dann wieder rauschen sie auf zum kostbar gewölbten Blau. Weit geht ihr schön geordneter Flug, bis sie von neuem in das herbstliche Glühen des Laubwerks tauchen.

Benita wendet den Kopf . . . Drüben stehen noch ein paar vereinzelte Leerköien in dem swärzlichen Beet mitten im Wiesengrund, ein paar A stern . . .

Die Blumen, die Wellen, die Vögel und die Früchte . . . Das alles bedeutet Leben . . . Das Leben der andern.

Sie entsinnt sich wohl noch dieser Form des Dasein . . . Einmal hat sie es mit ihnen geteilt . . . Es ist lange her . . . Sehr lange.

Zeitlos ist nur die Liebe . . . Leben ist nur Liebe . . . Über Zeit und Raum hinüber ist Liebe. Alles andere ist Traum.

Wenn Sep Sollern über Zeit und Raum zu ihr herüberkommt, wird sie es ihm sagen . . . Aber sie hat es vergessen, was es war, das sie ihm sagen wollte . . .

Sie weiß nur: Sep Sollern wird sie in den Armen halten. Sep Sollern ist weit weg. Aber da liegt ja der See . . . Ein Nachen wird kommen . . .

Benita Mironows Augen fallen zu. Zum ersten Male liegt heute etwas wie ein Lächeln um ihren Mund.

Eine verspätete Biene orgelt in der Stille. Das ist die Orgel Meister Handys . . . Und gleich jauchzt der Chor der Jubelnden hoch auf . . . „es werde Licht!“ . . . Aber der Chor schweigt.

Etwas anderes ist jetzt da. Plötzlich . . . vom Hause herüber, eine Stimme. Eine junge, kaum gedämpfte Stimme. Sie will rufen . . . Anna-Dorothee!

Und sie richtet sich zum ersten Male wieder alleine auf. Sie muß Anna-Dorothee entgegen gehen . . . fliegen. Wie ein Schlag geht es durch ihren Körper. Es wirft sie in die Kissen zurück. Benita Mironow ist wach . . . schmerzhaft wach in diesem Augenblick.

„Nein“, sagt sie laut mit einer fremden, zerbrochenen Stimme. „Nein . . . du darfst mich nie mehr berühren, Anna-Dorothee.“

Nie wird sie mehr Anna-Dorothee in den Armen halten . . .

Und nie mehr dürfen ihre Lippen Anna-Dorothees jungen Mund küssen. —

Benita Mironow ist müde und mit einem Male ist das alles sonderbar gleichgültig und fern für sie . . . ganz ferne.

Schwer ist der Körper . . . so schwer, daß er das Herz zu erdrücken droht. Man muß stille halten . . .

Und so liegt sie mit geschlossenen Augen, als leichte Füße über den Weg gelaufen kommen — rasche, energisch ausschreitende.

Dann bleiben sie in einiger Entfernung von ihr stehen.

„Ich glaube, Mamascha schläft, Jasper. Wollen wir uns auf die Bank setzen und warten, bis sie aufwacht? Später gehe ich zu ihr und du kommst nach einer Weile, ja?“

Die Stimme flüstert in großer Zärtlichkeit.

In harten, dumpfen Stößen schlägt Benita Mironows Herz. Ihre Hände zucken. Ein unsinniges Bestreben ist in ihr, sie denen dort drüben entgegenzustrecken. Sie preßt sie zusammen.

„Komm, Jasper, wir setzen uns unter den Nußbaum . . . Das ist ihr Platz immer, weißt du. Aber höre, Jasper, hast du auch dem Henning gesagt, daß er die Stute jeden Tag reiten muß?“

„Herrgott, das ist natürlich verbummelt . . . Und du denkst daran, Anna-Dorothee . . .“

„Sollte ich nicht? Was willst du denn mit einer Frau machen, die sich nicht um all das ein wenig kümmert?“

„Mit solch einer Frau würde ich gar nichts machen. Die ließe ich glatt sitzen.“

„Ach? . . . Mitleid hätte ich schon mit ihr. Ich denke es mir sehr bitter, wenn du einen nicht leiden magst . . .“

Das halbblaute Flüstern erstickt. Danach wieder die junge, zärtliche Stimme Anna-Dorothees: „Gut, daß Mamascha jetzt nicht gesehen hat, wie du mich küßt. Sie soll es doch erst richtig erzählt bekommen. Denke, dein Vater wollte eigens mit uns hierher reisen und es den Eltern feierlich mitteilen, daß wir . . .“

„Daß wir? Sag es einmal ordentlich, Anna-Dorothee; du mußt es mit mir sprechen . . . Daß wir uns sehr . . ., daß wir uns doll . . ., ach was, das ist doch längst ganz klar.“

„Aber deine Mutter . . .“

„Anna-Dorothee, es heißt Mushi. Mutter ist unmöglich für sie. Mutter . . . das ist deine Mamascha. Deine Liebe, wundervolle Mamascha . . . Man möchte ihr immer die Hände streicheln. Hast du dir ihre Hände einmal angesehen? Sie sind die reinsten, schönsten, die ich je gesehen habe an einer Frau . . . Sie sind wie die deinen, Anna-Dorothee . . .“

Stille . . .
Gib meine Hände frei, Jasper . . . Wir wollen hinüber zu ihr. Ich glaube, sie hat eben eine Bewegung gemacht.“

„Nein. Noch nicht. Wir dürfen sie nicht weden. Nachher . . . Anna-Dorothee . . . Freu' du dich auch so sehr, wie ich es tue . . . ja? Aber man muß vorsichtig sein. Glück kann töten. Hast du das nie gelesen? Es ist ein großes Glück, dich wieder zu sehen, wenn man lange ohne dich leben mußte.“

Benita Mironow öffnet die Augen. — — Dieses Licht . . . dieses Meer von Licht . . . Leise Worte, voll befreiender Seligkeit verschwaben über ihr.

Ganz deutlich hört sie das tastmäßige Eintauchen eines Ruders . . . das ist die Melodie . . .

Ein Boot kommt näher, immer näher. Sep Sollern treibt es mit kräftigen Stößen vorwärts . . . Jemand ruft sie . . .

Nein, nicht mehr zurück.

Ist es nicht so: immer warten wir, daß irgendwoher aus dem dunkelblauen Unbekannten ein Nachen komme und uns zu helleren Ufern bringe.

Und dann . . . am Ende . . . ist das Boot da. Und Charon ist es, der es steuert.

Aber der Fährmann trägt Sep Sollerns Züge.

Dort ist das Wasser . . . Silbern und durchsichtig . . . Der ergreifende Duft porzellanfarbiger Rosen . . . Arme halten sie . . . Benita Mironow reckt sich. Nur eine kleine Bewegung ist es. So, als lege sie sich zurecht.

Und mit einem glücklichen Lächeln gleitet sie in die ewig fließenden Quellen des strahlenden Lichts.

— Ende! —

Märzsonne.

Der Erde ward die Sonne neu geschenkt,
Und aus den schneeverschatteten Schollen drängt
Ein frühes Regen schon zum Licht empor.
Die Himmelsrunde flammt mit blauem Glanz.
Scharfsadig ragt der fernen Berge Kranz,
Und lacht stimmt schon sein Lied der Vogelchor.

Ein Glitzern ist und Funkeln rings erwacht,
Als sei der Lenz gekommen über Nacht,
In tausend dürrten Ästen aufzublühn.
Doch trügerisch erblinzt der klare Schein
Und schließt den Frosthauch rauher Winde ein,
Die blüsternd durch die helle Weite sprühn.

Noch hält des Winters ungebrochene Kraft
Kühl-übersonntes Land in bitterer Hast.
Alein durchschäht, umjault von wildem Wehn,
Ahnt es den Morgen, da im Sturm der Wald
Gleich einer Riesenorgel brausend schallt
Und jubelt österliches Auferstehn.

Heinrich Heis.

Die Pestflagge.

Ein Mittelmeererlebnis von Rosa Nicolai.

„Cariddi“ hieß das Fahrzeug; daß das auf italienisch „Charobdis“ bedeutete, wurde uns erst klar, als uns ihr Schwester-Schiff „Scylla“ (sprich „Schilla“) begegnete. War das ein Schlaraffenleben auf dieser reizenden „Charobdis“! In Neapel ging man schlafen, in Palermo weckte einen der Orangenblütenduft, der in betörenden Wellen durch alle Lufte drang, bis Mittag durchstreifte man lustwandelnd blühende Paradiese und golddurchschimmernde Heiligtümer. Dann gab's an Bord ein herrliches Gabelkrübstück, so lang das Schiff noch rücksichtsvoll still lag, um einem das Essen nicht zu verleiden, nachher dämmerte man, sanft gewiegt, in bequemen Liegestühlen an Zirkonsteifen, Zaubergärten und Sireneninseln vorüber, und als die Hauptmahlzeit kam, da stand das brave Schiff wieder im Hafen von Trapani. Die Karaffen mit rotem und weißem Wein wurden flaglos und kostenlos immer wieder gefüllt, und zur Süßspeise gab's sogar noch ein Gläschen Marsala gratis dazu. Dann Mondschelnpromenade auf Deck, Schlafengehen und Aufwachen in — Arabien; denn Tunis ist die Hauptstadt des uns erreichbaren Arabien. Und dabei ist der viertägige Ausflug dahin gar nicht unerschwinglich; ja, die 25 Herren, die das Schiff mit ihrem unheimlich gelehrten Gepolster erfüllten, hatten ihn in ihrer Rundreise mit einbegriffen. In Rom tagte der internationale Ärzte- und Naturforscherkongress; alle Welt hatte ihre Leuchten nach der ewigen Stadt gesandt, und die 25 vertraten das damals noch nicht auseinandergefallene Osterreich. So war es denn ein deutsches Gepolster mit wunderlichen Färbungen; aber Wien, Prag, Graz, Budapest waren noch nie so einig gewesen, einig darin, daß sie Raffael und Michelangelo, Forum und Vatikan hingaben für das Aquarium in Neapel — das sei die großartigste Versuchstation der Welt. Am liebsten wären sie sämtlich dort geblieben, unter all dem wunderlichen Gefier, und hätten seziiert, geimpft, mikroskopiert, gekreuzt und Gottes ohnehin so komplizierte Schöpfung in noch heillosere Verwirrung gebracht. In jener Nacht träumte mir, der edle Dufur Odysseus lerbte Seelgeleiter unter dem Ultramikroskop, während Scylla und Charobdis nach ihm schnappten.

Im Morgenduft grüßten uns, rosig verklärt, die Felsen von Karthago, und bald darauf schwankten wir um die Gae, zwischen den Forts von Golette hindurch, welche die Hafeneinfahrt von Tunis bewachen. Im Hintergrunde der blauen Bucht lag und lodte sie, die weiße Stadt, die von den Arabern mit einem hingebreiteten Burnus verglichen wird, und aus dem schimmernden Weiß der Dächer und Kuppeln erhoben sich in tofetter Buntheit, wie in farbige Netze verstrickt, die mädchen-schlanken Minaretts. Ein melodischer Jubelruf ließ mich den Kopf wenden. Eine Deutsche, eine junge Frau auf der Hochzeitsreise, stand hinter mir. Ich hätte es küssen mögen, das freude-sprühende Gesicht mit den schönheitsgeringen Augen — aber dazu war ja ein Berufener da. Ganz von selbst machte es sich, daß wir vier beisammen standen, wie zum Schutz gegen die 25fache Gefahr, die angesichts des orientalischen Wunderbildes in Visionen von Seuchen und Seuchenerregern schwelgten. Pest, Cholera, Ausfall, gelbes Fieber — es schwirrte nur so von Bazillen um uns herum. Auf einmal aber gab es einen Ruck, daß ich gegen meinen Mann taumelte, das Schiff hielt still mit ungewohnter Blödsinnigkeit, und von den Lippen des Kapitäns erscholl der uralte heidnische Fluch: „Per Bacco!“ — „Was ist?“ fragte ich, Schlimmes ahnend. „Wird hier ausgebootet?“ — „Es wird nicht viel ausgebootet werden, Signora. Sehen Sie hin!“ — über einem langweiligen weißen Gebäude wurde eine blutrote Flagge aufgezogen, und von kundigen Lippen beehrte uns das schauerliche Donnerwort: „Die Pestflagge!“ Tunis war infiziert, und das Schiff durfte nicht landen.

„Ja wieso?“ „Warum?“ „Feigheit!“ „Unverschämtheit!“ „Das ist doch jedermanns Sache, ob er an der Pest sterben will oder nicht!“ Höflich unterrichtete man die aufgeregten Herren, sie dürften an der Pest sterben, so viel sie Lust hätten, Boote wären genug da, — nur aussteigen und nachher wieder mit zurückfahren — das gäbe es nicht; wer draußen sei, der bliebe draußen und müsse eben die Quarantäne durchhalten. Da trat aus der Gruppe der 25 last-lächelnd ein hochgewachsener Mann mit feingeknickten Zügen hervor, verabschiedete sich und stieg hinab in das wartende Boot. Das war ein ganz berühmter, der sich's leisten konnte, seine Rundfahrkarte verfallen zu lassen. Eine Pestepidemie war ihm wohl eine Stange Goldes wert. Ein Jüngerer eilte ihm nach und beugte sich dienstbeflissen über Bord, um von dem großen Herrn noch die letzten Aufträge entgegenzunehmen. Aber — o weh! — er beugte sich zu tief: sein Hut fiel in das Boot. Der berühmte Herr hob ihn auf und wollte ihn liebenswürdig seinem Besitzer hinaufreichen,

aber ein höchst respektloser Griff nach seinem Arm hinderte ihn daran. Empörte deutsche Ausrufe, arabischer Wortschwall, italienische Erklärungen: der Hut hatte das tunesische Boot berührt, der Hut war infiziert, der Hut mußte dableiben.

Und wie weiland Gehlers Hut, so verursachte der Hut des Prager Gelehrten den Ausbruch der allgemeinen Empörung. Endlich wählten sie aus ihrer Mitte einen Wortführer, einen geborenen Italianer, der italienisch sprach und in leidenschaftlicher Beredsamkeit seinen und ihrer aller Standpunkt entwickelte. Auf sein ihm schriftlich verbürgtes und mit gutem Gelde bezahltes Recht sich stützend, bestand er darauf, die Pest in Italien einzuschleppen, weil Tunis in seiner Rundfahrkarte einbegriffen war. Und der Mann war Bakteriologe. Aber Größe lag in dem überlegenen Lächeln, mit dem der italienische Kapitän sein Vaterland gegen die 25fache Übermacht verteidigte, wie einstmals Marius gegen die Cimbern und Teutonen. Man merkte es dem Mann nicht bloß an der Sprache an, daß er ein Römer war. Freilich hatte er sie alle in der Hand, denn unter den 24 war sicher keiner, der es verstanden hätte, ein Schiff zu lenken. Das einzige Kompromiß, wozu er sich herbeiließ, war, hier bis zum Abend liegen zu bleiben und jederzeit für Boote zu sorgen, falls jemand sich entschließen sollte, auf eigene Rechnung und Gefahr an Land zu gehen.

Es wurde still und heiß, und weit hinten leuchtete Tunis weißglühend in der Sonne. Endlich trat die deutsche Hochzeitsreise zu uns und fragte: „Steigen Sie aus?“ und als wir verneinten, rief sie ziemlich laut: „Wir auch nicht. Mein Mann fürchtet sich.“ Der junge Gatte kam heran und verteidigte sich: er für seine Person fürchte sich gar nicht; wenn es weder Zeit noch Geld kostete und er nur für sich selber verantwortlich wäre. — Sie ließ ihn nicht ausreden: „Verantwortlich! Kein Mensch ist für den anderen verantwortlich. Das sind Ansichten von vor hundert Jahren. Heutzutage ist jede Frau für sich selber verantwortlich.“ Sie reckte sich ordentlich empor in ihrem edlen Born. Der junge Ehemann legte beschwichtigend den Arm um sie und ging mit ihr auf und ab.

„Wenn der jetzt nachgibt, hat er verspielt für alle Zeiten!“ flüsterte mein Mann.

Heiß und langsam schlichen die Stunden dahin. Als endlich die vergeblich lodende weiße Märchenstadt abendlich zu erröten begann, wurde verkündet, in zehn Minuten ginge das letzte Boot an Land; er war der äußerste Termin zur Entscheidung. Die 24 schwiegen düster oder murrlen leise; zum Ausbooten meldete sich keiner. Da tauchte aus der Röhre ein sehr fröhliches, sehr rosiges Gesichtchen. „Wir haben uns nun doch entschlossen!“ rief die kleine Frau triumphierend, worauf der Mann etwas verlegen murmelte: „Ce que femme veut —“ — „Esel!“ knirschte mein Mann in ehrlicher Wut, als wir das Boot aus Ufer schwanken sahen. „Nun hat er ihr den Pantoffel selber in die Hand gedrückt.“

Bei der Abendtafel gab's wieder eine kleine Revolution. Das Essen war schlecht und die 24 Weisen wenig zur Nachsicht gestimmt. Erst hätte man sie betrogen, und nun wollte man sie vergiften hinterher, sagte der, der den Hut eingebüßt hatte. Der Steward suchte zu entschuldigen: der Koch sei krank. — Krank?? Oho! Alle schoben erschrocken ihre Teller zurück. Nein, nein, es sei gar nichts, nur ein kleiner Streit. Er habe die Cameriera im Tunisia-Palace-Hotel besuchen wollen, da sei seine Braut, und weil man ihn nicht habe aussteigen lassen, sei er ganz rabbiat geworden, und davon sei er nun krank, und der Küchenjunge habe sich ja alle Mühe gegeben, aber so recht verstehe er es doch wohl noch nicht.

In tiefer Nacht schrak ich empor. Was waren das für Geräusche? Türen gingen, Stimmen flüsterten erregt, und in das Stampfen der Maschine mischte sich mit derselben Gleichmäßigkeit und demselben Rhythmus ein unheimliches Stöhnen — immer dasselbe Wort war es: „Trapani! Trapani! Trapani!“ Nach Trapani fuhren wir. Was war das? Ein Schwerleiden, der die Ankunft nicht erwarten konnte? O Gott, also doch ein Pestkranker an Bord! „Trapani! Trapani!“ Immerfort, jetzt immer leiser, matt wie zum Erlöschen, jetzt schwoll es wieder an bis zu höchster Wut, wie das Schreien eines zornigen Kindes. Aber schauerlich war und blieb es — eine gräßliche Nacht. Der Spaul zerrann mit der Sonne, und auf dem Schiff wollte keiner etwas gehört haben. Da man uns ohne weiteres landen ließ, konnte es doch auch nicht die Pest sein.

Als wir aber in Trapani wieder festen Boden unter den Füßen hatten, da sprach die ganze Stadt von nichts als von der Pest in Tunis und von der blutigen Tragödie auf der „Cariddi“. Aber als sie das furchtbare Wort aussprachen, da lachten sie. Wir winkten uns im Kaffeehaus den Kellner heran und hörten nun folgende Schauererzählung: Als der Küchen-Romeo auf unserem Schiffe erfuhr, er dürfe sein Liebchen nicht besuchen, gebärdete er sich wie toll, so daß

man ihn in seiner Küche bewachen mußte. Und als die Stiletta vom Tunisia-Palace-Hotel hörte, daß die „Caribbi“ nicht landen durfte, da lief sie ganz einfach von ihrer Arbeit weg und fuhr mit der Elektrischen nach Golette hinaus. Nun fand sie am Strande und gebrauchte ihr Taschentuch immer abwechselnd zum Weinen und zum Winken, die weiße Flagge der Liebe dicht unter der roten Flagge der Pest. Und hinter einer Luke der „Charobdis“ entdeckte sie, rund eingerahmt, ein hochgerötetes, junges Gesicht. Plötzlich strahlte das Gesicht freudig auf, ein Kopf fuhr durch die Luke heraus, ein Paar schmale Schultern zwängten sich hindurch. Die Entfernung des Schiffes vom Lande war so kurz, daß ein guter Schwimmer sie in wenigen Tempi bezwingen konnte, und die Luke immerhin groß genug für die Halsgeschmeidegeit eines schlanken Jünglingskörpers. Hätten sich nur an seine Beine nicht zwei Bleigewichte gehängt: der Cameriere und die Cameriera. Die zogen, was sie konnten, und siegten, weil sie zwei gegen einen waren. Nun aber kam erst die große Gefahr, denn auf dem Tische lag das lange, scharfe Küchenmesser, und mitten im Ringen klirrte der Verzweifelte darauf hin. Blühschnell nahm die Schiffskammerfrau die gefährliche Waffe an sich, aber mit einem wilden Schrei befreite der Unglückliche seinen rechten Arm, fuhr auf das Messer los, ergriff die blinkende Klinge und zerschchnitt sich die Hand, so daß ein dicker, roter Blutstrom das Schlachtfeld grauig färbte. Man verband ihn und legte ihn in seine Kojette, aber er schrie wie besessen, wenn wir erst in Trapani wären, dann würde er die Gerichte anrufen, dann würde er Rache nehmen — „Trapani! Trapani!“ So schrie er die ganze Nacht. Das also war's gewesen, und meine Kabine hatte wohl gerade über seiner Kojette gelegen.

An der Pest ist damals niemand gestorben, nicht einmal die beiden erkrankten Hafenarbeiter. Aber die Pestflagge, die hat Unheil genug angerichtet, oder wenigstens beinahe: Krieg zwischen Österreich und Italien, Ehescheidung, Mord oder Selbstmord mit dem Küchenmesser.

„Da hast du die Bande Menschheit!“ lachte mein Mann. „Das alles wegen einer kleinen Enttäuschung, wegen eines verbotenen Vergnügens. Wie die kleinen Kinder!“

Gunthers Stiefel.

Von Eugen Schmick.

Die Partie des Gunther in der „Götterdämmerung“ ist bei den Baritonisten nicht sehr beliebt. An unserem Theater, das heißt an dem, das vor zwanzig Jahren den Vorzug genoss, mich unter seinen Kapellmeistern zu besitzen, wollte sie erst recht niemand singen. Denn der Direktor, der höchstselbst Regie führte, verlangte etwas Furchtbares von dem Darsteller. Dieser sollte nämlich als vom grimmigen Hagen erschlagene Leiche noch volle fünfundsiebzig Minuten, während des ganzen Schlussmonologs der Brünnhilde, so von der Frau Direktorin gesungen werden, auf der offenen Bühne liegen bleiben.

Das war selbst für unseren geduldigen forisichen Bariton Pichler, an dem die Partie schließlich hängen blieb, zu viel. Er wehrte sich mit Händen und Füßen dagegen, aber der „Alte“ blieb fest. „Das einzige Zugeständnis, das ich Ihnen machen kann“, erklärte er endlich, „ist, daß Sie sich von ein paar Mannen an die Seitentafel schleppen lassen, so daß Gesicht und Oberkörper verdeckt wird. Dann brauchen Sie wenigstens die Augen nicht starr zu halten. Aber der Unterkörper muß jedenfalls ins Bühnenbild noch hineinragen. Das ist notwendig als sichtbarer tragischer Akzent auf der Vernichtungstimmung, die der Schluss ausstrahlt!“

Dagegen war nichts zu machen. Und so ragten denn bei der Premiere das ganz statische Bäumlein und die länglichen unteren Extremitäten Pichler-Gunthers wirklich „als tragischer Akzent“ in das Chaos der untergehenden Nibelungenwelt herein.

Bei den Wiederholungen wurde der Akzent aber immer unbedeutender. Zuerst verschwand das Bäumlein von der Bildfläche, und man sah nur noch die Beine. Das nächste Mal waren auch diese bis zu den Knien verdeckt, und es lugten lediglich die in riesigen Sandstiefeln stehenden unteren Füße als herbliche Überreste des Erschlagenen hervor. Und beim fünften oder sechsten Male sah man überhaupt fast nur noch die Sohlen und Absätze der Stiefel.

Der Direktor, der von der Regieloge aus jede Ausführung mit Argusaugen überwachte und längst die ständige Verkleinerung seines „tragischen Akzentes“ mit Misfallen beobachtet hatte, geriet bei diesem Anblick in höchsten Zorn. „Sage ich dem Menschen vielleicht gesagt, er solle ein musikalisches Fußbad am Schluss der Oper nehmen?“ fluchte er. „Aber, warte, mein Söhnchen, dir werde ich heute mal den

Standpunkt klarmachen. Daß nur erst den Vorhang zu sein! Warte!“

Doch es kam anders. Brünnhilde hatte ihren letzten Schrei ausgestoßen und war mit Grane, dem treuen Roh, in den lobenden Scheiterhaufen geritten; die Flammen ergriffen, der Regievorschrift getreu, das Gebälk der Halle, und tragend stürzte diese ein. Aber — o Entsetzen — nach völlig falscher Seite hin. Statt auf die leere Hinterbühne fielen alle Trümmer auf die Mittelbühne, just da, wo Gunther lag, diese Stelle in einem Augenblick völlig verschüttend.

Uns allen „vom Bau“ stochte der Atem. Um eine Panik zu vermeiden, fiel sofort der Vorhang, und das Orchester spielte zu Ende: aber auf den nun einsetzenden Beifall des ahnungslosen Publikums achtete diesmal niemand. Alles stürzte auf die Bühne, wo Feuerwehr, Sanitätsmannschaft und Polizei schon an der Unglücksstätte arbeiteten.

„Der Bühnenmeister ist schuld“, flüsterte mir im Vorbeigehen aufgeregt ein Vorarbeiter zu, „er hat die Dekoration verkehrt aufstellen lassen; sie haben ihn gerade verhaftet. Dem guten Pichler wird das aber nicht mehr viel helfen. Alle diese schweren Dekorationsstücke auf den Kopf kriegen — brrr!“

„Saben sie ihn denn schon gefunden?“ fragte ich erregt zurück.

„Nein, man kann ja noch nicht zu. Ist alles verklemmt. Die Trümmer müssen erst vorsichtig zerlegt werden.“

„Komm, das mag ich gar nicht sehen“, sagte ich zu dem Kollegen, der mich begleitete. „Sollen können wir ja doch nichts. Mir ist jetzt schon ordentlich übel. Komm, wir trinken einen Kognat.“

Wenige Minuten später betraten wir die Stammkneipe. Und wer sitzt da vergnügt bei einem Glase Bier? Pichler, der verschüttete Gunther! Erst glaubten wir, es sei sein Geist. Aber da er gleich den Versuch machte, uns um zehn Mark anzupumpen, merkten wir, daß er es wirklich war.

„Ja, Mensch, liegst du denn nicht verunglückt und begraben drüben unter den Trümmern?“ fragte ich.

„Wo so denn? Euch hat wohl Wagners Musik endgültig wehgetan?“

„Also, du weißt, scheint's, überhaupt nicht, was passiert ist?“

„Passiert ist was? Nicht die Bohne von 'ner Ahnung habe ich. Ich bin gleich nach meinem letzten Ton weggegangen.“

„Ja, Kreuztücken, aber du hast doch nach Anordnung des Alten bis Altschluss auf der Bühne liegen zu bleiben, und man hat ja auch wirklich bis zuletzt deine Beine gesehen?“

„Meine Stiefel, willst du wohl sagen; meine Stiefel hat man gesehen! Die Beine hatte ich schon seit drei Vorstellungen immer fein sachte herausgezogen und mich dann in dem Dunkel, das hinter den Kulissen zu herrschen pflegt, eifrig auf die Strümpfe gemacht.“

Die Kunde, daß nicht Gunther, sondern nur Gunthers Stiefel verschüttet waren, nahm den Abend von den auf der Bühne das Rettungswort Betätigenden. Polizei, Sanitäter und Feuerwehr verloren sich, und der verhaftete Bühnenmeister kam wieder frei.

Der Direktor aber hielt trotz allem seinem „Söhnchen“ Pichler eine derbe Standpauke. Der aber rebete sich darauf hinaus, niemand anders als die Frau Direktorin selbst, unsere geniale Brünnhilde, hätte ihn auf diesen alanzenden Einsall gebracht, die Partie des Gunther einfach nur von Gunthers Stiefeln zu Ende spielen zu lassen. Da traute sich der Alte nicht mehr viel zu sagen, denn vor seiner Walküre hatte er gewaltigen Respekt.

„Hat dir wirklich die Alte diese Idee eingeblasen?“ fragte ich Pichler nachher.

„Natürlich, oder findest du etwa, daß sie den Schlussmonolog sehr hübsch singt?“

„Singen? Ree, singen tut sie —“

„Ganz deiner Meinung: singen tut sie einfach: — zum Stiefelaussiehen!“

○○○ Scherz und Spott ○○○

Die Erkundigung. „Papa, der Lehrer hat sich heute in der Schule nach dir erkundigt!“ — „Tatsächlich?“ — „Ja, er sagte, er möchte doch mal wissen, von was für einem Poeten ich abstamme.“

Schlechte Zeiten. „Warum betteln Sie denn mit zwei Hüten?“ fragte erstaunt der Vorübergehende. — „Bei den schlechten Zeiten muß man sein Geschäft vergrößern“, erwiderte der Bettler.